

No. 4569

PHILIPPS
(L. G. G.)
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section

LIBRARY

Ein treuer Bekenner.

✦
Von
Missionar E. Wüste.

✦
Fünfte Auflage.
✦

Friedenau-Berlin.
Buchhandlung der
Gößnerschen Mission.

Preis 5 Pfg.

Zur freundlichen Beachtung!

Die Gohner'sche Mission, eine Gründung des in allen Erdteilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens“, des Berliner Predigers Johannes Gohner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volke der Kols, wo sich schon viele Tausende in der christlichen Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe sind zu senden:

An das Kuratorium
der Gohner'schen Mission
in Friedenau-Berlin,
Bandjery-Straße 19–20.

Ein treuer Befenner.

Von Missionar E. Wüste.

Südlich von der Missionsstation Govindpur, auch Gohnerpur genannt, liegt in der Nähe des Koil-Flusses, im tiefen Thale, am Fuße eines hohen Berges das Dorf Pakrakel, welches von den Mundas kurzweg Pakra genannt wird.

Vor mehr als 40 Jahren bedeckte noch tiefer Urwald jene Gegend. In diesem meist undurchdringlichen Walde herrschten Tiger und Leopard, tummelten sich Elefant und Büffelochse, hausten Bär und Eber. Alle jene Tiere waren meist eine Plage des Landes und ein Schrecken der Menschen, denn fast täglich hörte man von Verlusten an Tier- und Menschenleben und von dem Schaden, den die Bestien im Garten und Feld anrichteten. Es war also kein Wunder, wenn die Bewohner jenes Fleckchens Erde sich von frühester Jugend an mit Pfeil und Bogen vertraut machten.

Doch alle diese Leiden wären ja immer noch zu ertragen gewesen, wenn nur nicht, wie überall in Chota Nagpur, ein fanatischer Heide, Grundherr des Dorfes gewesen wäre. Dieser rauhe Mann quälte die armen Kols oft bis zur Verzweiflung derselben! Immer wußte er neue Mittel und Wege einzuschlagen, dieselben auszufaugen.

Gar oft hatten die Häupter der Mundas von Pakrakel im Schatten eines stillen Mangohaines be-

ratend gefessen — aber die armen Mundaß, welche ja weder lesen noch schreiben konnten, waren dem schlauen durchtriebenen Hindu, welcher zudem durch Bestechungen die Polizei stets auf seine Seite bekam, nicht gewachsen. Und wehe ihnen, wenn er durch seine Spione einmal Nachricht von ihren Beratungen erhielt: sie konnten sicher sein, daß er sie die nächste Zeit noch mehr schikanieren und plagen würde.

Auf einer dieser Versammlungen erhob sich Chuggu, der Bruder des Pahan (Dorfpriesters) von Pakrafel und sagte ärgerlich: „Nein, liebe Brüder, es ist nicht mehr zum Aushalten auf der Welt! Von allen Seiten kommt Elend und Not über uns! Da sind die Tiger, die haben mir letzte Zeit mehrere Ochsen zerrissen. Da ist der Dorfbesitzer, der bedrückt uns bis aufs Blut; und vor allen die Bongas, die bösen Geister, quälen uns auch immer mehr und werden scheinbar von Tag zu Tag immer ausverschämter — ich sage noch einmal: es ist zum Verzweifeln auf dieser Welt!“

Der diese Rede führende Mann hatte alle Ursache, solche Redensarten zu gebrauchen, denn nicht nur die Tiger hatten ihm, wie wir aus seiner Rede erfahren, großen Schaden zugefügt, sondern auch der Grundherr hatte ihn in letzter Zeit ganz besonders hart behandelt. Ebenso hatte er, trotzdem er Zauberer war, im eigenen Hause viel Not. Erst vor einigen Wochen war ihm ein Töchterlein, wie er bestimmt glaubte annehmen zu können, von den bösen Geistern getötet worden. Er hatte gethan, was er konnte, hatte ein Schwein und mehrere Hühner geopfert, hatte Medizin machen lassen und gegeben, — jedoch alles vergeblich, das Kind starb. Mit schwerem Herzen verbrannte er die Leiche seines Kindes. Doch bald trösteten er und seine Frau Takri sich damit, daß das verstorbene Kind nur ein

Mädchen gewesen, und somit der Verlust nicht gar so groß sei. Viel schlimmer wäre es ja gewesen, wenn einer der fünf Knaben gestorben wäre. Dieses dachte der arme Heide Chuggu mit seiner Frau; mußte er doch nicht, was ihm die Zukunft noch alles bringen würde. Da eines Tages, als er von Kranken, zu welchen er gerufen worden war, nach Hause kommt, tritt ihm sein Weib mit ängstlichem und traurigem Gesichte entgegen. „Nun, Mutter, warum so traurig?“ fragte er sie freundlich. Doch sie schweigt still und weist nur traurig nach der Wohnung hin. Nichts Gutes ahnend, betritt Chuggu seine Wohnung, hier findet er seinen Lieblingssohn todkrank, in Krämpfen sich windend, am Boden auf einer Matte liegen. Trotzdem er sofort erkannte, daß nur noch ein wenig Aussicht auf Besserung vorhanden war, schickte er sofort, obwohl er bei dem Volke selbst als Arzt angesehen war, zu mehreren Zauberern in der Nachbarschaft, damit sie den Teufel oder die Hexe, die das Kind krank gemacht, ausfindig machen und ebenso dem Kinde Medizin geben möchten. Nach seiner und seiner Brüder Ansicht kann ja kein Doktor seiner eigenen Familie helfen — nur ein Fremder kann solches thun. Es erschienen denn auch noch im Laufe des Tages zwei Zauberer bei ihm im Hause. Der eine sagte nach einer Wurfschaufel, füllte sie mit Reis und hantierte mit der rechten Hand, wie ein Unsinniger, unverständliche Laute hervorstoßend, in dem Reis herum. Auf diese Weise wollte er herausbekommen, ob das Kind behext oder von irgend einem bösen Geist krank gemacht worden sei. Zum Glück war es diesmal keine Hexe, sondern ein böser Haussteufel, der aber, da es Chuggus Lieblingssohn war, sich durch einen Ochsen versöhnen lassen würde. Sofort wurde der beste Ochse Chuggus vom Felde geholt und von den Männern des Dorfes, voran der Pahan (Dorf-

priester), zur Sorna, der Opferstätte, geführt. Sehr erbaulich ging es aber, wie bei allen heidnischen Opfern, dabei nicht her. Die zusehenden Weiber lachten und schäkerten unter einander, die Männer schimpften während des kurzen Weges zur Opferstätte auf die immer ungenügsamer werdenden bösen Geister. Auf der Opferstätte angelangt, sagte der das Opfer vollziehende Dorfpriester den bösen Geistern, weshalb das Opfer gebracht würde, und vor allem dem Hausteufel des Chuggu, daß ihm Chuggu ein großes Opfer, nämlich seinen besten Ochsen bringe, und daß er ihn und seine Familie nun endlich in Frieden, vor allem aber das Kind nun leben lassen und nicht töten möchte. Nachdem das Opfer vollzogen worden war, wurde das Fleisch an die Dorfbewohner verteilt, denn den bösen Geistern wird nur das Blut gegeben — das Fleisch aber wird von den Opfernenden verzehrt. Bei der Verteilung des Fleisches wird mit peinlicher Sorgfalt darauf geachtet, daß den Frauen nicht etwa ein Stück Fleisch vom Kopfe des Opfertieres verabreicht wird. Dieses würde als ein ungeheures Vergehen angesehen werden, denn das Fleisch vom Kopfe eines Opfertieres darf von den Weibern niemals, sondern nur von den Männern gegessen werden. Natürlich darf bei solch einer Opfermahlzeit der Reisbranntwein nicht fehlen. Berauscht von diesem Getränk vergift der arme Kol für einige Zeit sein oft sehr elendes Dasein. Auch bei dieser Opfermahlzeit wurde dem Branntwein zugesprochen. Auch Chuggu suchte seinen Schmerz und Kummer dadurch zu verschewen. Befriedigt suchte er sein Lager auf, glaubte er doch ganz bestimmt, daß er nun endlich einmal Ruhe in seinem Hause haben und einer besseren Zeit entgegengehen würde; hatte er doch seinem Hausteufel heute ein sehr gutes Opfer gebracht. Leider sollte diese Hoffnung nicht erfüllt werden,

denn gar unsanft wurde er durch weinende Frauen aus seinem Schlafe erweckt, und als er sich nach der Ursache des Klagens näher erkundigte, merkte er mit Entsetzen, daß das Ende seines Kindes nahe sei. Sofort wurde noch eine Ziege geopfert und Zauberformeln über dem Kinde gemurmelt — doch alles umsonst, das Kind starb noch im Laufe des Tages. Chuggu stand wie gebrochen an der Leiche seines Lieblings, und während sein Weib Takri vor Schmerz sich die Haare raufte und schrie und lamentierte, daß sich ein Stein über sie hätte erbarmen mögen, folgte Chuggu stumm und scheinbar teilnahmslos seinen Brüdern, welche die Leiche zum Verbrennungsplatze hinaustrugen.

Doch es sollte noch mehr des Schweren für den armen, schwergeprüften Chuggu kommen! Er selbst wurde für lange, lange Zeit aufs Krankenlager geworfen. Dieses war sehr traurig für den armen, unwissenden Heiden, kannte er doch den gnädigen und barmherzigen Vater im Himmel nicht, sondern rings umher glaubte er sich von bösen Geistern umgeben, deren größtes Vergnügen es ist, den Menschen zu quälen. Was Wunder, wenn er von neuem einen Ochsen nach dem andern, ein Schwein nach dem andern und ein Huhn nach dem andern auf den Rat der Zauberer opferte! Besser wurde es aber davon nicht. Sein Sohn Noel jagt über jene Zeit: „Mein Vater hat all sein Vermögen für die bösen Geister in jenen Tagen dahingegeben, ja er hat Schulden gemacht, doch hat ihm jenes alles nichts genutzt!“ Zulezt wurde es ihm etwas besser. Doch da wurde auch schon wieder einer seiner Söhne todkrank. Es war, wie Chuggu auf der Volksversammlung ganz recht sagte: wirklich zum Verzweifeln für den blinden Heiden. Er hätte sicher alles gethan, was ihm aus seiner mißlichen Lage zu befreier Aussicht verschafft hätte. Da eines

Tages kommt sein Freund und Nachbar vom Marcha-Bazar (Wochenmarkt) zurück. Er kommt ganz erregt zu seinem Freunde Chuggu und erzählt ihm, daß ein Mann aus Kurlmul, ein Munda, ihnen sehr merkwürdige Dinge von Singbonga und seinem Sohne erzählt habe. Der Sohn des Singbonga sei stärker als alle bösen Geister, und wer zu diesem bete, würde von ihm stets Hilfe, sogar ohne Opfer erhalten. Chuggu horchte auf und hätte gern noch mehr von seinem Freunde erfahren, doch dieser wußte nicht mehr viel zu sagen. Wie, wenn auch mir durch den Sohn des Singbonga geholfen werden könnte? Mein ganzes Leben hindurch würde ich mich seinem Dienste widmen! Dieses und ähnliches bewegte Chuggu in seinem Herzen. Nach einer Weile sagte er zu seinem Freunde: „Bruder, ich gehe heute nacht noch nach Kurlmul — kommst du mit?“ Sie machten sich auch richtig noch in derselben Nacht auf den Weg nach Kurlmul und besuchten den in der Gofnerschen Mission noch heute in gutem Andenken stehenden Aeltesten Paulus der Gemeinde von Kurlmul. Paulus nahm sie mit Freuden auf und schnitt ihnen im Laufe des Tages die mit Ruhdung eingesmierten Köpfe von ihren Häuptern ab. Er erzählte ihnen dabei viel von dem gnädigen und barmherzigen Gotte und seinem Sohn Jesu Christo. Sein Herz ging ihm auf, als er ihnen von den Gebetserhörungen seines Gottes Mittheilung machte. Paulus Worte waren Balsam für Chuggus niedergeschlagenes Herz, sein Gemüt und seine Seele. Er bat Paulus, mit ihm zu gehen und für sein todkrankes Söhnlein zu beten. Mit Freuden ging Paulus mit ihnen, gab dem Kinde Medizin und betete mit ihnen für das Kind. Mit peinlicher Aufmerksamkeit beobachtete Chuggu seinen kranken Knaben. Wie merkwürdig kam ihm alles vor! Kein Opfer wurde verlangt, kein Hofuspokus gemacht und

siehe, o Wunder, das Kind wird wirklich besser! Paulus kehrte darauf wieder in sein Dorf zurück und Chuggu war mit seinem Freunde wieder allein unter all den blinden Heiden, welche ihm weder raten, ihn aber noch weniger auf dem neuen, nun einmal betretenen Wege unterweisen konnten. Daß Chuggu ein Anhänger des Christentums geworden war, beachteten sie auch vorab weiter nicht, kannten sie doch dasselbe nicht, sondern hielten es vielleicht für eine asketische Sekte, deren es ja verschiedene im Lande gab. Kein Wunder also, wenn die Brüder Chuggus und seine Frau ihn daran erinnerten, daß er gelobt habe, daß, wenn sein Sohn wieder genesen sollte, er eine weiße Ziege und ein Schwein opfern würde. Dieses Gelübde löste der immer noch unwissende Chuggu auf Dringen seiner Verwandten und Hausgenossen ein. Doch siehe da, gleich die nächsten Tage nach dem Einlösen des Gelübdes bekommt das Kind einen Rückfall und stirbt. Chuggus Frau sah es als Rache der bösen Geister für ihres Mannes Abfall vom Glauben der Väter an und wollte um keinen Preis der Welt etwas wieder vom Christentum wissen. Ebenso suchten ihn seine Brüder, vor allem der Dorfpriester, Chuggu vom Christentume abwendig zu machen. Doch Chuggu blieb diesmal fest und sagte zu seiner Frau und seinen Brüdern: „Nein, ich will ein Christ werden und als solcher von heute ab auch leben; daß mir mein Sohn gestorben ist, verstehe ich jetzt, es ist die Strafe des Singbonga dafür, daß ich auf euren Rat gehorcht und den Teufeln geopfert habe.“ Er ging von neuem zu Paulus, welcher ihn tröstete, und so viel er selber vom Christentum wußte, ihm mittheilte; denn Katechisten und eingeborene Pastoren gab es damals in jenen Gegenden des Landes ebenso wenig als Missionare.

Nach Hause wieder zurückgekehrt, ging für Chuggu

eine neue und schwere Leidenszeit an. Von seinen Brüdern, die sich inzwischen genauer nach dem Christentume erkundigt hatten, wurde er für verrückt erklärt und nannten sie ihn auch kurzweg nur: „den Verrückten“. Dagegen seine Frau ließ ihn nicht an sich herankommen; wollte er in seine Wohnung und seine Frau sah es, so stieß sie ihn aus dem Hause hinaus. Nun war er ja fastenlos und konnte somit kein Mensch mehr mit ihm verkehren. Niemand gab ihm Tabak zu essen, noch weniger durste er mit seinen Volksgenossen gemeinschaftlich die Wasserpfeife rauchen. Sein Essen mußte er drei Jahre lang im Hofe, wie ein Hund, verzehren — sein Nachtlager befand sich in der Veranda seines Hauses die ganze Zeit der drei Jahre hindurch. Wollte Chuggu in dieser schweren Zeit manchmal der Mut sinken, so half ihm Paulus aus Kurmul nach Kräften. Ab und zu ging er mit ihm zu den Missionaren nach Kansch, um von ihnen mehr von Jesu, dem Freunde der Elenden und Bedrückten, zu hören. Stets erzählte da Chuggu den Missionaren seinen Kummer, welchen er um seine Frau Takri und seine heidnischen Brüder habe, und wie er von ihnen verfolgt würde. Die Missionare mahnten ihn alsdann zur Geduld und erinnerten ihn stets daran, daß er für die Seinen beten müsse. Chuggu scheint diesen Rat stets treulich befolgt zu haben; denn sein Sohn Joel, damals noch ein kleiner Knabe, heute Pastor in Pirnig, hat sich das Verhalten seines Vaters, seinen Verwandten und Hausgenossen gegenüber tief eingepägt. Derselbe schrieb vor kurzem über jene Zeit und seinen Vater wie folgt an seinen Missionar: „Noch heute bewundere ich meinen heimgegangenen alten Vater! Er hat durch Geduld und Gebet mehr erreicht, als andere Leute durch Gewaltthat und Zanken. Drei Jahre hindurch erlaubte ihm meine Mutter, da er fastenlos war, nicht, in unsere Woh-

nung zu treten. Kalte Zeit, Regenzeit und heiße Zeit hindurch mußte er sich in der Veranda des Hauses aufhalten. Wollte er ja einmal unser Haus betreten und meine Mutter sah es, so stieß sie ihn zum Hause hinaus. Ein anderer Mann würde sich solches hier zu Lande nicht haben bieten lassen, sondern würde sein Weib tüchtig durchgeprügelt haben, doch mein Vater hat nie seine Hand gegen meine Mutter aufgehoben, sondern hat sie durch Liebe und Gebet für den Heiland zu gewinnen gesucht. Ich muß bekennen: mein Vater hat mir ein gutes Beispiel hinterlassen, dem nachzufolgen ich mich stets bestreben werde.“

Mit der Zeit änderte sich auch die Gesinnung der Brüder Chuggu, und hatten selbige nichts mehr gegen sein Christsein einzuwenden. Nur seine Frau blieb hartnäckig auf ihrem Vorsatz, Heidin zu bleiben. Da es dem Chuggu nun „des Guten schon allzuviel“ geworden war, ging auch ihm nach und nach die Geduld zu Ende. Gutwillig bricht meine Frau wohl nie ihre Kaste, dieses sagte er sich immer wieder. Da besuchten ihn eines Tages, als seine Brüder mit ihren Frauen auf dem Markte waren, drei christliche Freunde. Sie kamen in ihren Gesprächen dann auch wieder, wie schon so oft, auf Chuggus Frau zu sprechen. Wie machen wir sie nur zur Christin? hieß es unter ihnen. Der eine riet zu diesem, der andere zu jenem Mittel — doch schien keins das richtige zu sein; in einem stimmten aber alle überein, nämlich: wenn Takri nur erst die Kaste werde gebrochen haben, würde sie sich auch nach und nach mit dem Christentume befreunden. Jetzt oder nie, hieß es da bei Chuggu. Er sprang auf und sagte zu seinen Freunden: „Brüder, hört, es ist meine Frau und ich begehe keine Sünde, wenn ich sie zum Brechen der Kaste zwingen.“ Gesagt, gethan; er drang mit seinen Freunden ins

Haus, nahm seiner Frau sämtlichen heidnischen Schmuck ab, bestehend in Fuß- und Armringen, Ohren- und Nasenschmuck. Alsdann nahm Chuggu Reis und zwang seine Frau unter dem Beistande seiner Freunde, denselben zu essen. Nun war die Kaste gebrochen. Doch Sakri hatte noch lange keine Lust, Christin zu werden, sondern sie zankte noch viele Tage mit ihrem Manne herum, schimpfte auf seine Freunde, welche ihm geholfen hatten, und weinte und heulte Tag und Nacht; hielt sie sich doch, da sie nun kastenlos geworden war, für das unglücklichste Weib der Welt. Nur nach und nach vergaß sie ihren Kummer; — erst nach etwa sechs Monaten erklärte sie sich bereit, mit ihrem Mann nach Kantschi zu gehen, um daselbst zur Taufe vorbereitet zu werden. Nach empfangenem Taufunterricht wurden sie in Kantschi getauft. Chuggu erhielt den Namen Philipp, seine Frau Mukti, und seine drei Söhne die Namen: Isaaß, Gaimassih und Noel.

Bis jetzt hatte sich der Grundherr von Pakrafel wenig um Chuggu, oder sagen wir jetzt lieber um Philipp und sein Christentum gekümmert. Wahrscheinlich kannte er das Christentum damals selbst noch nicht. Oder aber er mag geglaubt haben, daß sich nur wenige seiner Leute demselben zuneigen, ihm aber, dem reichen und großen Dorfbesitzer dann wenig oder gar nicht schaden würden. Als er aber immer mehr von der Macht des Christentums vernahm, auch selbst von den Besitzern anderer Dörfer, deren Einwohner zum Teil Christen waren, gehört hatte, daß bereits an verschiedenen Orten die Christen erfolgreiche Prozesse gegen ihre Bedrücker unter Leitung der Missionare geführt hatten, da fing es auch ihm, dem stolzen Heiden, an, vor der Macht des Christentums schwül ums Herz zu werden. Vielleicht ahnte er, daß seine Nachfolger einmal vollkommen ohnmächtig dem Christentum gegenüber

sein würden. Vorderhand wollte er jedoch das Christentum so viel als möglich bekämpfen und den Eingang desselben in sein Dorf zu verhindern suchen. So bedrückte er denn die beiden Christen Philipp und seinen Freund Samuel, welcher mit ihm zuerst in Kurmul gewesen und nachher mit ihm zusammen getauft worden war, nur noch mehr. Alle Augenblicke zog er sie zu Frondiensten heran, um so dadurch die übrigen Mundas des Dorfes vom Uebertritt zum Christentum abzuhalten. Vor allem suchte er aber als strenger Brahmane und guter Hindu jeglichen Unterricht der Christenkinder im Lesen und Schreiben zu verhindern. Und doch hätte Gaimassih, der Sohn Philipps, gar zu gern die Kunst des Lesens und Schreibens verstehen gelernt. Doch ein altes Sprichwort sagt uns: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“ Dieses Sprichwort bewahrheitet sich auch hier bei Gaimassih und zwei oder dreien seiner Freunde. Ein alter, armer Hindu, aus der Kautiakaste erbot sich, der lernbegierigen Kolksknaben gegen gute Bezahlung die Kunst des Lesens und Schreibens beizubringen. Doch wo sollte der Unterricht, ohne vom Dorfherrn entdeckt zu werden, von statten gehen? Aber auch hier wurde Rat geschafft! Am Abhange eines mit dichtem Gestrüpp und Urwald bedeckten Berges wurde eine Höhle gefunden, welche ihnen, den genügsamen Kolksknaben und dem Lehrer als Schulhaus wie geschaffen erschien. In dieser Höhle wurden Philipps und Samuels Söhne unterrichtet. Um aber nicht etwa die Augen des Zamindars (Grundbesitzer) auf sich ziehen, blieben die Bücher in einem Versteck in der Höhle liegen — die jungen Burschen gingen aber stets mit Pfeil und Bogen bewaffnet dahin, um dem Zamindar, falls er sie einmal fragen sollte, sagen zu können, daß sie auf Vogeljagd in den Wald gingen. Die Jahre jener Bedrückung scheinen einen tiefen Ein-

druck auf Gaimassih, Philipps Sohn, gemacht zu haben. Denn als vor einigen Jahren ein junger, kaum zwei Jahre im Lande weilender Missionar in jenes Dorf kam, zeigte ihm Gaimassih mit Begeisterung sein altes Schulhaus, welches, wie er jagte, der liebe Gott selbst für ihn gebaut habe und das niemals reparaturbedürftig gewesen sei. Er zeigte ihm auch sein Bücherversteck und den platten Stein, auf welchem er mit Kohle seine ersten Schreibversuche gemacht hatte.

Drei Jahre lang wurden die Söhne der ersten Christen hier unterrichtet, dann aber wurde die Geschichte der Höhle dem Grundherrschaft bekannt. Er ließ den alten Hindu fassen, prügelte ihn tüchtig durch und jagte ihn zum Dorfe hinaus. Als es aber auch Philipp immer ärger seines Glaubens wegen erging, verließ er mit seiner Familie den Ort seiner Väter und ging tiefer in den Urwald hinein. In Piring, dicht am Karosflusse, ließ er mit seiner Familie sich nieder. Hier fing Philipp an, mit Art und Hacke den Boden urbar zu machen, und Gott der Herr, dem er vertraute, half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Wenn er hier sich auch mehr plagen mußte und mit den wilden Tieren mehr noch, als in Patrakel zu kämpfen hatte, so war er hier doch ein freier Mann, kein Dorfbesitzer bedrückte ihn und vor allem konnte er seinem Gotte und Heilande ungestört dienen. Mit wilden Tieren hatte er aber, wie schon erwähnt, gar manchmal zu kämpfen und wurde oft auf wunderbare Weise von dieser Plage der Waldbewohner errettet. Nur ein Beispiel soll hier gegeben werden. An einem Tage ging Philipp mit seinem Sohne Gaimassih in den Wald, um Holz zu fällen und neues Land urbar zu machen. Auf einmal sahen sie sich alle beide urplötzlich von drei Tigern umringt; Gaimassih faßte nach seinem Pfeil und Bogen, doch Philipp sagte:

„Nicht doch, mein Sohn, fürchte dich nicht, mit uns ist der Herr Jesus Christus!“ Dieses sagend kniete er mit seinem Sohne nieder und betete. Wie lange sie so gekniet und gebetet hatten, wissen sie nicht, doch als sie aufstanden und um sich blickten, waren alle drei Tiger im Dickicht des Waldes verschwunden.

Wie zu Anfang bereits gesagt worden ist, galt Philipp als Natives Doktor bei den Natives (Eingeborenen) in Pakrakel. Auch hier in Pirnig hatte er sich bald weit und breit hin den Ruf eines in der Krankenheilkunde erfahrenen Mannes erworben. Hatte er früher allerlei Hokuspotus gemacht, um den Namen des bösen Geistes, welcher den Menschen krank gemacht hatte, zu erfahren und neben dem Gebrauche seiner Medizin noch verschiedene Opfer zu veranstalten angeordnet, so konnte er jetzt als Christ, nachdem er den rechten Arzt Jesus Christus kennen gelernt hatte, seinen heidnischen Volksgenossen in Wahrheit helfen. Weit und breit wurde er zu den Kranken gerufen, er gab ihnen Medizin und, o Wunder über Wunder! die Kranken wurden stets, ohne irgend ein Opfer zu verrichten, gesund! Nur Gebet und Medizin waren Philipps Heilmittel. Dieses gefiel den Heiden so gut, daß bald Hunderte von Heiden dem Heidentum den Rücken lehrien und zum Christentum übertraten. So ist Philipp eigentlich als der Gründer der Piring-Gemeinde anzusehen. Mit Freuden konnte die Mission für diese Gemeinde den seligen Nathanael Tuhu, den ersten Kols-Pastor nach Piring senden. Philipp wurde zum Gemeindevältesten gewählt und vom Missionar vor versammelter Gemeinde dazu eingeseget.

Hatte er früher schon viel für die Ausbreitung des Christentums gethan, so that er jetzt als Ältester nur noch mehr und war um so eifriger. Seinen jüngsten Sohn Joel gab er nach Chaibassa zur

Schule, damit er einmal ein Diener der christlichen Kirche werden möchte. Seine eigene Thätigkeit bestand aber meist in Krankenbesuchen und dem Behandeln derselben. Dieser seiner Lieblingsbeschäftigung ist er mit aller Treue bis in sein hohes Alter nachgekommen. Kam der Missionar nach Piring, so konnte er sicher darauf rechnen, daß er Philipp nicht zu Hause treffen, sondern bei einem Kranken werden suchen müssen. Zuletzt konnte er des Nachts nicht mehr sehen und auch nicht laufen, doch auch da ließ er sich noch zu seinen geliebten Kranken tragen, um so seinen Mitmenschen bis an sein Ende dienlich sein zu können.

In seinem Hause hatte er auch jetzt noch manche Not durchzumachen, doch er ertrug sie jetzt in christlicher Ergebung. Seine Frau Muktistarb im Jahre 1876 im Glauben an ihren Heiland, und Philipp stand mit seinen Söhnen tiefbetrübt an der Leiche seiner lieben Heimgegangenen. Doch war er diesmal nicht mehr ohne Trost, wie früher, als er an den Leichen seiner Kindlein gestanden hatte, nein, diesmal wußte er, wo er sein liebes verstorbenes Weib wiederfinden würde.

Philipp hat sich später noch einmal verheiratet, und hat ihm Gott der Herr noch mehrere Söhne mit seiner zweiten Frau geschenkt.

So wirkte denn Philipp als Gemeindeältester viele Jahre neben Pastor Nathanael in Tagar und Piring, und als Stürme, durch Volksaufwiegler veranlaßt, über die Piring-Gemeinde hereinbrachen und während jener Zeit sich hunderte von Christen von der Kirche, aus Furcht vor den Aufwieglern, oder durch die Verführer verführt, fernhielten, da stand er treu und fest wie eine Säule in jener beweglichen Zeit und half nach Kräften seinem Missionar und Pastor, die verlorenen Schäflein suchen. Oft war er in jenen Tagen mit seiner und seines

Pastors Familie allein in der Kirche, aber er glaubte mit seinem Pastor Nathanael unerschütterlich an die Verheißung des Heilandes; und gar oft hat er stundenlang mit ihm zusammengesseffen und zum Herrn für die Gemeinde geschrieen. Und sie sind beide in ihrem Vertrauen nicht zu Schanden geworden. Der Herr hat ihr Schreien erhört und die Irrenden zum größten Teil in die Gemeinde zurückgeführt.

Philipp war, wie der freundliche Leser bereits gemerkt haben wird, ein gläubiger und demütiger Bekenner seines Heilandes, der sich wirklich bemühte, seinem Heilande zu dienen und seine Mitmenschen mit demselben bekannt zu machen. Seinen Feinden trat er stets mit Liebe entgegen, so daß sich seine Freunde sehr oft darüber verwunderten — zumal es ganz besonders einem Kol schwer wird, seinen Feinden zu vergeben und sie zu lieben. Da er vom Deputy Commissioner, dem ersten Verwaltungsbeamten in Chaibassa, zum Dorfschulzen von Piring ernannt worden war, so hatte er alljährlich die Rente des Dorfes Piring einzusammeln. Ein Volksaufwiegler und ehemaliger Christ, welchem Philipp von seiner Kindheit an viel Gutes erwiesen hatte, verweigerte ihm die Rente zu zahlen. Philipp verklagte ihn nicht, was sicher jeder andere hier zu Lande gethan haben würde, sondern er bezahlte zwölf Jahre hindurch die Rente für jenen störrischen Mann — und dieses nur, um ihn nicht zu erbittern, sondern womöglich ihn noch einmal für Jesum und sein Reich zu gewinnen.

Im Dezember des Jahres 1895 sah sein Missionar ihn zum letztenmale in seinem Dorfe. Man merkte, daß er schon schwach und einem Kinde gleich geworden war. Er sehnte sich aus dieser Welt heraus, um auszuruhen von allen Mühen und Leiden dieses Lebens. Mit Freuden vernahm er damals

die Nachricht, daß sein Sohn Joel, inzwischen zum Pastor ordiniert, nach Piring versetzt worden war, um an Stelle des verstorbenen Pastor Nathanael zu arbeiten. „Da kann mein Sohn fortführen, was Nathanael und ich angefangen haben,“ jagte er damals. Er selbst sollte seinen Sohn nicht mehr in Piring begrüßen können; denn als im Januar 1896 hunderte von Eingeborenen von der Influenza erfaßt wurden, da erkrankte auch er an dieser bösen Krankheit, welche zu überstehen er schon zu schwach gewesen war. Bei klarem Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke schied er am 28. Januar des Jahres 1896 im Glauben an seinen Heiland aus dieser Welt. Jetzt schaut er den von Angesicht zu Angesicht, an welchen er geglaubt und dem er vertraut hat.



